

Irgendwann mußten sie sich losreißen und voneinander verabschieden. Julia zog sich in ihre Kammer zurück und begab sich zu Bett. Als sie gerade den schmerzhaften Gedanken an einige bevorstehende Tage ohne Hannes mit hinüber in den Schlummer schleppte, hörte sie den kurzen, harten Schlag gegen die Butzenscheibe des Fensters. Sie gab nichts darauf im Halbschlaf, schrieb es einem Balken

zu, der knarzte. Aber es klackte wieder, noch einmal und noch einmal. Sie ging zum Fenster, öffnete es einen Spalt und spähte hinaus. Aus dem Schatten des Hauses gegenüber löste sich eine Gestalt, die zu ihr hochblickte und wieder im Dunkel verschwand. Kein Zweifel, es war Hannes.

Sie warf sich schnell ihren Mantel über, schlich die Treppe hinunter ins Kontor und öffnete das Tor einen Spalt breit. Noch bevor Hannes hereinschlüpfte, hörte sie, wie er keuchte. Als sie den Riegel vorschob, sackte er an der Wand zusammen.

»Was ist denn los?« wollte sie wissen, kauerte sich zu ihm, um ihn zu umarmen. Doch er wehrte sie sanft ab. »Nein, komm nicht da hin, ich blute.«

»Blut? Ja, was ist denn passiert, um Gottes Willen?« Julia konnte sein Gesicht nicht erkennen, das Mondlicht fiel zu spärlich durch das kleine Fenster. Sie hörte nur den keuchenden Atem, fühlte das zitternde Beben in seiner Brust, roch den Angstschweiß.

»Überfall!« keuchte Hannes. »Der wollte mich umbringen!«

»Was? So erzähl doch!«

»Ich wollt zu unserem Wagen im Spitalhof, das weißt du ja. Aber in der Baldinger Gasse stürzt plötzlich aus dem Eingangsportal von der Spitalkirche einer quer über die Straße auf mich zu und rammt mir einen Dolch rein. Er hat nichts gesagt, wollte mich einfach abstechen.«

»Wie hast du ihn denn abgewehrt?«

»Ich hab so lahm reagiert, der hätte mich normalerweise abgemurkst. Aber das hier hat mich gerettet.« Julia sah undeutlich etwas in der Hand von Hannes schimmern. Er

hielt zwei Münzen hoch, blutverschmiert. »Ich trage doch immer den Leinengürtel mit den eingenähten Münzen drin. Zum Glück sind es nicht wenige Guldenmünzen, sondern ein Haufen Pfund und Groschen. Genau den Gürtel hat er getroffen – die Klinge ist abgerutscht, hat mich bloß geschrammt und den Stoff geschlitzt. Ein paar Münzen sind rausgefallen. In seinem Schwung ist der Mörder dann aus dem Gleichgewicht gekommen und gestrauchelt. Ich hab dann doch endlich reagiert und ihm die Laterne über den Schädel gehauen. Dann ist er davongerannt.« Hannes mußte eine Verschnaufpause einlegen.

»Und?« drängte Julia.

»Ich bin ihm nachgerannt. Das war vielleicht nicht gerade vorsichtig, aber ich hab's einfach gemacht, ohne zu überlegen. Er ist ein Stück die Herrengasse hoch, dann in eine Seitengasse. Ich bin ihm durch was weiß ich wieviele Gassen nachgehetzt. Ein wahres Wunder, daß wir nicht auf eine Wache gestoßen sind.«

»Die Wachen postieren sie jetzt mehr und mehr auf der Mauer, den Schanzen und den Türmen. Jede Stunde erwartet man eine neue Überraschung vom Feind.«

»Auf jeden Fall sind wir auf einmal bei der Baustelle vom Kirchturm rausgekommen. Da ist er dann irgendwo zwischen dem Turm und der Höllwirtschaft verschwunden. Ich war ein wenig hinten nach wegen meiner Verletzung und hab nicht mehr genau gesehen, wo er hin ist. Ich hab ihn dann verloren.«

»Also unmittelbar beim Pfarrhaus.«

»Ja, da ganz in der Nähe.«

»Kann er im Pfarrhaus verschwunden sein?«

Hannes zuckte die Schultern. »Kann sein. Wieso?«

»Später. Und dann?«

»Dann bin ich zurück durch die Baldinger Gasse. Wie ich mich schon fast bis zum Spitalhof geschlichen habe, sehe ich da einen stehen. Mitten auf der Gasse, nur ein kleines Stück hinter dem Hofeingang. Ich seh ihn, aber er mich nicht. Und stell dir vor, ich kenne ihn! Es war der Wächter, der uns beim Obstgarten erwischt hat. Du weißt schon, der mit dem riesigen Schnurrbart.«

»Na ja, das ist der Anführer der Wache vom Baldinger Tor. Das ist ja nur ein paar Schritte entfernt.«

»Aber daß er zufällig zu dem Zeitpunkt da gestanden hat? Wundert dich das nicht?«

»Es kann ja sein, daß jemand den Überfall mitbekommen und der Wache Bescheid gesagt hat. Dann hat er eben nachgesehen und ist sicherheitshalber noch eine Weile dageblieben.«

»Wer weiß. Jedenfalls konnte ich an dem nicht vorbei. Ich sah keinen anderen Ausweg, als zurück zu dir zu kommen. Hast du vielleicht einen Schluck Wasser für mich?«

Julia holte einen kleinen Krug. Während Hannes gierig trank, legte sie die Stirn in tiefe Falten. »Hast du nichts erkennen können von dem Angreifer?«

Hannes setzte den Krug ab und schüttelte den Kopf. »Er trug einen Mantel mit Kapuze, die war tief ins Gesicht gezogen. Da war nichts zu erkennen.«

»Der Stoff des Mantels – war der fein und edel oder grob und vielleicht dreckig und speckig?«

»Keine Ahnung. Ein schwerer, dunkler Stoff halt. Ich hab ihn ja nicht zu fassen bekommen.«

»Die Gestalt des Mannes – groß oder klein, stämmig oder schmächtig?«

»Julia, ich weiß es nicht! Er war in den Mantel gehüllt, er kam geduckt auf mich zu und rannte vornübergebeugt davon. Er war halt so mittelgroß.«

»Du hast ja ein tolles Beobachtungsvermögen! Das bringt uns wirklich weiter!«

»Ja, laß du dich doch mal überfallen! Dann kannst du den anderen ja nach der Augenfarbe fragen!«

»Ist ja schon gut. Dann laß uns eben andersrum überlegen: Wer käme denn alles in Frage für den Überfall?«

»Na, ein Straßenräuber!«

»Das glaube ich nicht. Mitten in der Baldinger Gasse, so nah beim Tor und beim Markt? Das ist keine günstige Stelle für einen Räuber, da gibt es hundert verwinkeltere und abgelegene Gassen.«

»Du meinst, das war geplant von irgendwem?«

»Ich glaub schon. Also, wer käme denn alles in Frage?«

»Mattheis. Wenn ich mich erinnere, wie der geschaut hat, als sie ihn nach unserem Streit aus dem Spitalsaal rausgebracht haben! Dem traue ich das glatt zu.«

»Gut, Mattheis. Wer noch?« forschte Julia weiter und gab sich selbst die nächste Antwort: »Max, dein Nebenbuhler. Der war auch ganz schön aufgeregt, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Ich hätte ihn nicht so reizen sollen!«

»Ein vornehmer Patrizier? Der soll mit Dolch und Umhang auf ein Mordopfer lauern?«

»Ach Hannes! So vornehm kann kein Mensch sein, daß er nicht zur Niedertracht fähig wäre. Nein, den Max

behalte ich mal im Kopf. Aber wen haben wir denn noch?« Sie grübelte eine Weile. Dann sagte sie fast schon wiederstrebend: »Der Pfarrer. Hannes, der könnte auch drin verwickelt sein.«

»Der Pfarrer, der Wager?« entfuhr es Hannes entsetzt.
»Wie kommst du denn auf den?«

»Hannes, du hast ihn heute nicht erlebt. »Jeder Diener Gottes wird dabei sein, den Kampf aufzunehmen gegen alle, die danach trachten, die Ordnung der Welt zu stören!« – so ähnlich hat er mich verabschiedet und in seinen Augen hab ich das Flammenschwert des Racheengels brennen sehen. Vorher hat er uns unterstellt, wir würden die menschliche wie die göttliche Ordnung über den Haufen schmeißen. Hannes, dem traue ich zu, daß er als Kämpfer Gottes mehr als nur redet!«

»Also, der Pfarrer war das bestimmt nicht. Der kann doch nicht so schnell rennen!«

»Ach Hannes, du Depp! Natürlich lauert der nicht selber den teuflischen Mächten in irgendwelchen finsternen Gassen auf. Der findet schon einen, der genauso fanatisch ist wie er selber und jeden Auftrag im Namen des Herrn ausführt. Mehr als einen, wahrscheinlich.« Julia erinnerte sich weiter an den Beichtstuhl zurück: »Von Hexenverbrennungen hat er geredet und seine Stimme hat sich schier überschlagen vor Begeisterung! Der will kräftig aufräumen, das sage ich dir!«

»Glaubst du, hier in Nördlingen würden sie Hexen verbrennen?«

»Der Papst hat's befohlen letztes Jahr. Da ist alles möglich.«

Hannes schüttelte sich. Dann überlegte er laut: »Na ja, jetzt, wo du's sagst: Der Kerl ist tatsächlich ganz in der Nähe vom Pfarrhaus plötzlich verschwunden. Vielleicht ist er ja ins Pfarrhaus geflüchtet!«

»Eben. Aber weiter – haben wir noch jemanden?«

»Ja, diesen komischen Wächter vom Baldinger Tor mit seinem riesigen Schnurrbart. Der ist mir ganz seltsam vorgekommen, als er uns da am Obstgarten erwischt hat. Wie aus Stein war der. Ich glaube, der hat gemerkt, was wir da getrieben haben!«

»Natürlich hat er's gemerkt. Was glaubst du denn, wer die Geschichte in Umlauf gebracht hat!«

»Aber daß er deswegen gleich versucht, mich umzubringen?«

»Hannes, man weiß nicht, was in einem Kopf so vorgeht, schon gar nicht in Zeiten, wo Soldaten und Kanonen vor der Stadt stehen. Da haben es alle erst recht mit der ›Ordnung‹, auf die jeder so schwört. Der Pfarrer will sogar Leute anzünden lassen, damit sie nicht gefährdet wird. Ja, und zu was sich so ein Wächter, so ein Hüter der Ordnung, berufen fühlt, wenn er zwei so Frevlern wie uns auf die Spur kommt . . .«

»Na gut, also kommt auch der in Frage. Aber was sollen wir denn jetzt tun? Wie sollen wir herausfinden, wer's war, und ihn dann zur Strecke bringen?«

»Du hast doch Erfahrung, Räuber und Mörder auf's Schafott zu bringen«, neckte Julia.

»Ach Julia, das war doch eine ganz andere Sache! Da wußte ich, wer das war. Außerdem habe ich mich nicht selber verkriechen müssen. Und es hat zwei Jahre gedauert!«

»Ja doch, weiß ich ja alles! Hannes, mir fällt jetzt im Augenblick auch nichts anderes ein, als daß wir einfach im Gedächtnis behalten, wer die Verdächtigen sind. Und ansonsten gilt, was du heute schon mal gesagt hast: Wir sind dem Lauf der Dinge ausgeliefert. Warten wir ab, was kommt.«

»Und jetzt? Wo soll ich jetzt hin?«

Julia biß sich auf die Unterlippe, während sie überlegte. »Du kommst mit in mein Zimmer«, sagte sie entschlossen.

»Aber Julia, das können wir nicht wagen. Schon gar nicht jetzt, wo alle über uns Bescheid wissen!«

»Gerade jetzt. Da vermutet keiner, daß ich dich in meinem Zimmer beherberge. Frechheit siegt, weißt du.« Doch gleich runzelte sie wieder die Stirn. »Aber deine Familie wird sich recht große Sorgen machen, wenn du heute Nacht nicht zu eurem Lager kommst.«

»Äh, also das ist kein so ein großes Problem«, stammelte Hannes. »Ich hab dem Großvater schon gesagt, daß so was vorkommen kann ...«

»Was? Du hast ihm von mir erzählt?« entrüstete sich Julia.

»Nein, nicht direkt von dir. Ich hab ihm halt erzählt, daß mir ein Mägdlein in der Stadt recht zugetan ist ...«

»Soso«, brummte Julia. Dann half sie Hannes schließlich auf die Beine, sah im Treppenhaus nach, ob die Luft rein war und schlich mit Hannes zusammen nach oben.

Plötzlich ging eine Tür auf. Hannes preßte sich neben den Türrahmen, wenige Zoll neben ihm spähte Julias Mutter heraus. »Julia, was ist denn?« zischelte sie.

»Ich habe ein Geräusch unten gehört und gedacht, da wären wieder Ratten im Kontor.«

»Ratten? Um Gottes Willen! Sollen wir wieder den Hund vom Nachbarn ausleihen und unten einsperren?«

»Nein, nein, Mutter, es war ja nichts. Wahrscheinlich hat sich nur eine ausgerissene Sau am Tor gescheuert.«

»Gottseidank. Na, trotzdem gut, daß du so wachsam bist, mein Kind. Jetzt schlaf schön weiter. Gute Nacht.«

»Du mußt später mal bei uns auf dem Bauernhof mithelfen«, meinte Hannes, als sie endlich Julias rettende Kammer erreicht hatten. »Dann lernst du vielleicht eine Sau von einer Ratte unterscheiden.«

»Sehr lustig.«



Fünftausend Mann vor Nördlingen

Wie jeder Alleinreisende war auch der kaiserliche Kurier Hans Strovogel der Unsicherheit der einsamen Wege und der von wildem Gesindel verseuchten Wälder preisgegeben. Doch er konnte sich darauf verlassen, daß ihm schon seine äußere Erscheinung guten Schutz bot: Von weitem war er an seinem Harnisch, dem prachtvollen Soldatengewand und dem wehenden Federbuschen an seinem Barett als hochgestellter Kriegsmann erkennbar, der einer Bande von Strauchdieben auf jeden Fall den Garaus machen könnte.

Beim Näherkommen sah dann ein jeder den fein in die Satteldecke eingestickten Reichsadler, der ihn als kaiserlichen Boten auswies. So mancher Bauer, bei dem Strovogel sein Pferd tränkte, hatte zum ersten Mal einen Repräsentanten des Kaisers leibhaftig vor sich und konnte sehen, welche Pracht selbst von seinen Dienern ausging.

Es war auch bitter nötig, Pracht und Macht des Kaisers zu demonstrieren, wo immer es ging. Mit der tatsächlichen Macht, die der Kaiser im Römischen Reich innehatte, war es alles andere als gut bestellt. Längst noch

überzog kein Netz der Ordnung aus kaiserlichen Beamten das Reich, längst nicht hielten so viele der Reichsfürsten zum Kaiser, als daß er sicher auf sie bauen konnte, längst war der Kaiser in der Vorstellung des gemeinen Mannes nicht annähernd so mächtig präsent wie der jeweilige Landesfürst oder Grundherr.

So also ritt der kaiserliche Bote Hans Strovogel unbehelligt von Räubern und ehrerbietig bewundert vom Volk durchs Land bis hinein ins Ries.

Einmal hielt er vor einer Staubwolke, die seinen Weg kreuzte. Auf einer Standarte erkannte er das Wappen des Bischofs von Eichstätt, der wohl an die fünfzig Reiter in Richtung Nördlingen führte. Ihm war schon beim Losreiten klar gewesen, daß die Armee, der diese Reiter zugeführt wurden, weit mehr darstellte, als eine Expedition, die fällige Schulden bei den Nördlingern eintreiben sollte. Doch als er die Reiterschwadronen, Troßwagen, Geschützzüge und die großen Haufen des Fußvolks über die Straßen ins Ries strömen sah, wurden seine schlimmsten Erwartungen noch weit übertroffen. Ihn erfüllte unwillkürlich die bange Frage, gegen was und wen diese Armee letztendlich noch eingesetzt werden sollte. Sie war groß genug, um es mit jedem aufzunehmen. Sogar mit dem Kaiser.

Strovogel überkam das beklemmende Gefühl, daß er eines nicht allzu fernen Tages selbst mit seinen Männern den aufmarschierten Reihen dieser Streitmacht gegenüberstehen und in ihre Geschützrohre blicken würde.

Etliche Posten und Patrouillen, die ihn aufgehalten hatten, ließen ihn nach mehr oder minder langem Hin und

Her passieren; doch mußte er so manch ungewohnten, geringschätzigen Blick wahrnehmen und die eine oder andere respektlose, ja gar drohende Bemerkung anhören.

Gänzlich verblaßt war die Autorität des kaiserlichen Boten dann vor den Toren Wemdings. Den Wächtern schien es völlig egal, wer er war, was er darstellte und von wem er kam. Hochnäsig ließ ihn einer der Knechte am Tor warten, während der andere zum Quartier des Hauptmanns Kaspar von Vestenberg schlenderte, um den ungebetenen Besucher zu melden.

Vestenberg zechte gerade im Kreis einiger Feldherren und anderer Offiziere aus Landshut, um sich auf den Bezug des großen Feldlagers in Deiningen einzustimmen. Die Nachricht vom kaiserlichen Boten vor den Toren der Stadt ließ ihn zunächst unsicher werden: »Was kann der denn wollen?« wandte er sich an die Hauptleute aus Landshut.

»Na was wohl«, grölte Burkhard von Knöringen und führte mit einem Hähnchenschlegel einen schneidigen Stoß in die Luft aus. »Der Kaiser wird Euch Einhalt gebieten wollen und Euch den Rückzug befehlen!«

Wüstes Soldatengelächter dröhnte durch den Raum. Vestenberg stimmte ein, wußte jedoch immer noch nicht, was er jetzt tun sollte. Die anderen wußten es noch weniger; jeder beriet sich mit seinen Nachbarn und bald palaverten alle wild durcheinander. Der Mangel an deutlicher Aussprache nach einem halb geleerten Weinfaß wurde durch Lautstärke ausgeglichen, die fehlende Schärfe der Gedanken durch Grobheiten, die den Zechern gerade in den Sinn kamen.

»Nehmt auf keinen Fall irgendeine Botschaft vom Kaiser entgegen«, riet einer der Heerführer. »Was Ihr nicht anhört oder lest, braucht Ihr auch nicht zu befolgen!«

»Genau«, stimmte ein anderer ein. »Wir schießen doch allesamt auf den Kaiser!«

»Drum sind wir doch hier, um ihm zu zeigen, wer der Herr im Lande ist, was?«

»Recht habt ihr!« sprang Kaspar von Vestenberg von seinem Sessel auf. »Rausschmeißen werd ich den Kerl. Eigenhändig!«

»Ach was!« lallte einer, der ebenfalls aufsprang, aber gleich wieder nach hinten taumelte und beinahe mitsamt seinem Sessel umkippte. »Ein Exempel werden wir allesamt statuieren und diesem Bürschchen eine anständige Tracht Prügel als Antwort für den Kaiser mitgeben!«

Diese Idee wurde erst einmal lautstark und ausgiebig begossen. Dann schickte Vestenberg den Torwächter nach dem kaiserlichen Boten. Die ausgelassene Gesellschaft polterte, Fäuste, Schwerter und Weinbecher schwingend, hinaus.

Hans Strovogel, der mittlerweile eine gute Stunde hatte warten müssen, kniff wütend die Augen zusammen, als ihn die Wachen endlich hereinließen und stob im scharfen Galopp durch die Straßen zu Vestenbergs Quartier.

Zu sehr fühlte er sich vom Wappen des Kaisers auf seiner Satteldecke beschützt, zu sehr war er noch auf Förmlichkeiten bedacht, als daß es ihm im Angesicht der Horde, die ihn dort vor dem Eingangsportal erwartete, rechtzeitig klar gewesen wäre, daß er jetzt entweder flüchten oder kämpfen müsse. Er schrie noch seine Frage in den

lärmenden Haufen, wer zum Teufel denn Kaspar von Vestenberg sei, als einer der Männer ihm den Stiel einer umgedrehten Lanze über den Schädel drosch. Zum Glück fing das Barrett den Hieb einigermaßen ab, und schon blitzte sein gezücktes Schwert auf, traf einen der Raufbolde mit der flachen Seite im Gesicht, ließ mit einem blitzschnell geführten Stoß das Blut aus der Schulter eines anderen spritzen, der wie am Spieß schrie. Doch der Gegner waren zu viele und obwohl sie besoffen waren, verstanden sie ihr Handwerk immer noch leidlich gut. Von irgendwoher traf ihn ein Schlag auf die Hand und entriß ihm das Schwert. Als ihn der dicht um sein Pferd gedrängte Haufen schon halb heruntergezerrt hatte, gelang es ihm noch, seine Streitkeule aus der Sattelhalterung zu ziehen und damit einen Rundumschlag zu vollführen. Dumpf schlug die Waffe auf, schrill schrien die Getroffenen, doch dann war Strovogel auch schon am Boden.

Das letzte, was er wahrnahm, war ein Wald aus herabprasselnden Fäusten, Pistolen- und Schwertknäufen, Füße, die auf ihn eintraten und ein heißer Blutstrom, der über sein Gesicht lief.



Der Bischof hob den Arm, sein Hauptmann brüllte ein langgezogenes »Haaalt!« nach hinten, das irgendwo wiederholt wurde und der Reiterzug kam zum Stehen. »Ich

habe keine Lust, den Staub von denen da vorne zu schlucken«, erklärte er. »Die sind viel langsamer als wir.«

»Haben ja auch Wagen dabei. Wird wohl ein Verpflegungstroß sein«, vermutete der Hauptmann. »Wir können ihn ja durch die Felder überholen.«

»Ach was«, winkte Bischof Wilhelm von Reichenau ab, »bis Deinungen sind es keine zwei Meilen mehr. Und durch das hohe Gras und den Weizen reitet sich's nicht so leicht.«

»Aber wir könnten bei der Gelegenheit schon mal ein paar Getreidefelder einebnen. Die Boten des Herzogs haben doch gesagt, daß es vorerst unser wichtigstes Ziel sein soll, die Ernte zu vernichten.« Die finstere Freude des Soldaten am Zerstören schwang in seiner Stimme mit.

»Für Nördlingen unbrauchbar machen sollen wir die Ernte«, erklärte der Eichstätter Bischof ärgerlich. »Das heißt noch lange nicht, daß wir Gottes Gaben zerstören müssen. Schließlich läßt der Herzog ein Heer von ein paar tausend Mann zusammenziehen. Das will verpflegt werden. Überlassen wir den Weizen also den Fourageuren.«

»So viel, wie hier wächst, kann kein Heer auffressen«, konterte der Hauptmann hartnäckig. »So viele prachtvolle Felder habe ich noch in keiner Gegend gesehen.«

»Jedenfalls bleiben wir auf der Straße. Aus.«

Ein Reiter preschte von hinten an der Schwadron vorbei, zügelte sein Pferd neben dem Bischof und sprach ihn an: »Unser Troßführer läßt fragen, warum's denn nicht weitergeht. Wir sind eh spät dran. Wenn wir nicht flugs vorankommen, überholt unser Herr noch seinen eigenen

Troß, anstatt daß er sein Lager ordentlich aufgeschlagen vorfindet.«

»Wer ist denn Euer Herr, daß er Wilhelm von Reichenau zu drängen wagt?« fragte der Bischof gereizt.

»Burkhard von Knöringen, einer der Heerführer.«

»Dann hätt er seinen Troß halt beizeiten vorschicken sollen, so wie ich auch. Wieso ist ein Heerführer überhaupt noch hinten, während die Soldaten schon längst aufmarschieren?«

»Er sitzt derzeit mit den anderen Führern in Wemding zusammen. Heut noch rücken sie alle zusammen ins Lager ein, soviel ich gehört habe.«

»Er wird im Lager schon Wände um sich haben, damit er heut Nacht, geschützt vor fremden Blicken, ein paar Kannen Wein in sich hineinschütten kann«, knurrte der Bischof. »Schaut nur wieder zu Eurem Troß. Gehabt Euch wohl.«

Die gut fünfzig Reiter des Bischofs konnten sich wieder in Bewegung setzen, der Troß vor ihnen war ein gutes Stück voraus. Durch die Staubwolke erkannte der Bischof die gewaltige Zeltstadt, die von Deiningen nichts mehr zu sehen übrig ließ, das Dorf förmlich mit Hunderten von Wänden aus Leinen zudeckte. Ein Wald aus den fünfzehn Fuß langen Spießen der Landsknechte, aus Fahnen, Standarten und Flaggen wuchs aus der Zeltlandschaft empor und ließ erkennen, welche Herren und welche Truppen wo ihren Platz hatten.

»Könnt Ihr mein Wappen erkennen?« rief der Bischof mit zusammengekniffenen Augen seinem Kanzler Jörg Klüpfel zu, der neben ihm ritt.

»Unmöglich, Herr. Nicht durch den Staub und nicht mitten in dem ganzen Wimpelgewirr. Ich reite schon einmal vor und mache ausfindig, wo unsere Zelte stehen. Falls ich Euch nicht vorher entgegenkomme, wartet am Dorfplatz.«

Der Bischof staunte nicht schlecht, wie weit sich das Heerlager entlang der Eger hinzog. Daß es so in die Breite angelegt war, hatte nicht nur den Vorteil, daß alle Zelte in der Nähe des Wassers lagen; so sah es auch von Nördlingen her gesehen geradezu furchteinflößend imposant aus. Nicht ohne Grund hatte man auch die mitgeführten schweren Stücke am Rand des Lagers beim Flußufer abgestellt – sollten die Nördlinger die Geschütze ruhig sehen. Einschüchterung war eine Waffe, die der Herzog allzugern einsetzte.

Das Lager war noch viel größer, als der Bischof vermutet hatte, es bot wohl weit über fünftausend Soldaten Platz. Als sein Reiterzug Einzug im Lager hielt, säumten völlig verschüchterte Bauern seinen Weg, wo nicht gerade neugierige Landsknechte beieinanderstanden und darüber debattierten, zu wem die vorangetragene, wehende Fahne wohl gehörte. Rings um den Dorfplatz, auf den sich längst kein Deininger Bauer mehr wagte, überragten die Feldherrenzelte die Bauernkaten. Farbenprächtige Schabracken säumten wie umgedrehte Zinnen die Zeltwände, Stangen hielten die Vordächer an den Eingängen weit offen, Karren, von denen schweres Holzmobiliar abgeladen und hineingetragen wurde, drängten sich. Kaspar von Vestenberg hatte die Sessel, Tische, Betten und Truhen aus Wemding hergeschickt. Er war auf eine lange

Belagerung eingestellt und wollte es den Feldherren möglichst bequem machen.

Da kam auch schon der Kanzler des Bischofs zwischen zwei Zelten hindurchgeritten. »Da hinten lagern wir«, rief er und zeigte zum Fluß. »Mir nach!« Die Reiter übergaben dort die Pferde den Knechten, die schon mit dem Troß vorausgefahren waren. Die Tiere wurden in extra ausgehobene, flache Senken gebracht, die in den Fluß hineinführten und als Tränken dienten.

Die Reiter taten es ihren Rössern nach und erfrischten sich am Fluß. Anschließend zogen sie neugierig im Feldlager umher oder legten sich in den Zelten nieder, um für das große Begrüßungsgelage am Abend munter zu sein. Manche stimmten sich schon darauf ein und leerten die ersten Krüge mit Wein oder Met.

Am frühen Abend zogen Trommler die Aufmerksamkeit auf sich, und schaulustige Landsknechte säumten die Straße. Die Bauern verschanzten sich lieber in ihren Hütten und lugten zu den Fenstern heraus. Die Trommeln verkündeten den Einzug der Feldherren.

Wilhelm von Reichenau verzichtete auf dieses Schauspiel, zumal wie erwartet sein Kanzler zum Zelt hereinkam und verkündete, daß ein Umtrunk mit Lagebesprechung im Zelt Kaspar von Vestenbergs anstünde.

»Umtrunk mit Lagebesprechung!« raunzte der Bischof. »An dieser Reihenfolge sieht man schon, was dieses ganze Theater hier soll! Ein einziges Gelage unter Kriegsleuten, die sich langweilen, sonst nichts! Hoffentlich haben sie bald genug davon und Eure Vermittlungsverhandlungen fruchten, lieber Klüpfel. Ich glaube, wir sind die einzigen,

in denen die Stimme der Vernunft noch wach ist. Gleich morgen reitet Ihr nach Nördlingen und verhandelt mit dem Rat. Vielleicht zahlen diese Dickköpfe hinter ihrer Mauer ja angesichts dieser Armee die paar tausend Gulden, um die es angeblich geht.«

Des Bischofs Kanzler Jörg Klüpfel verdrehte die Augen himmelwärts. »An Verhandlungen ist der Herzog doch längst nicht mehr interessiert«, seufzte er. »Ich glaube, selbst wenn die Nördlinger zahlten, würde er nicht abzurücken lassen.«

»Das mag schon sein. Aber irgendwie müssen wir diese schwachsinnige Sache hier zu einem Ende bringen. Militärisch löst sich das hier nicht. Nördlingen ist uneinnehmbar und die Belagerung würde sich so lange hinziehen, bis sich der Kaiser wieder gefangen hat. Und den möchte ich nicht gegen mich haben, Klüpfel, den nicht!«

Bei der anbefohlenen Besprechung im Hauptzelt verschlechterte sich die Stimmung des Eichstätter Bischofs zusehends. Die meisten der Feldherren und Truppenführer waren angesoffen und ausgelassen. Er ging der allgemeinen stürmischen Begrüßung untereinander aus dem Wege, soweit es ihm möglich war.

»Meine Herren, die Lage ist ernst«, eröffnete Kaspar von Vestenberg, der Wemdinger Pfleger, die Versammlung. »Allerdings für den Gegner, nicht für uns!« Wildes Gegröle erscholl als Beifall. »So, jetzt aber zur Sache«, fuhr er fort. »Wie Ihr alle wißt, gilt es, Nördlingen die Luft abzuwürgen. Die Zufahrtswege sind schon gesperrt, die Straßenposten habe ich natürlich verstärken lassen. Unser

Hauptanliegen soll es jetzt erst einmal sein, die Ernte zu vernichten. Wir schaffen sie weg, fressen sie auf und was unsere Soldaten übriglassen, sollen sie zusammen-trampeln, was?« Wieder wurde er mit wüstem Gelächter, begeisterten Schlägen auf die Tische und hochgerissenen Weinhumpen bedacht. »Sodann sind Dörfer, die der Stadt untertan sind, einzunehmen und zu besetzen. Unser Feldherr Graf Wolfgang von Oettingen weiß, welche es sind und er wird Euch jetzt bekanntgeben, wer das Vergnügen haben wird, wo zu marodieren.«

Der Graf erhob sich unter frohgelaunten Trinkrufen und hielt ein Blatt vor sich, das er vorlas: »Der Pfalzgraf Otto von Mosbach hat doch genug Reiter geschickt, um drei Dörfer zu besetzen, nicht wahr?«

»Das will ich meinen!« rief der Hauptmann des Pfalzgrafen, der nicht weit vom Eichstätter Bischof entfernt an einem der Tische für die Führer der Hilfskontingente saß. »Hoffentlich reichen die Weiber aus drei Dörfern für meine Männer!«

»Ihr übernehmt Baldingen, Herkheim und Utmemmingen. Gleich morgen brecht Ihr auf.«

»Wo um alles in der Welt liegen denn diese Nester?« wollte der Hauptmann wissen.

»Keine Angst, ich gebe Euch schon Leute mit, die Euch führen.« Der Graf fuhr fort einzuteilen, bis er schließlich zu Bischof Wilhelm von Reichenau kam, der mit seinen Leuten alle Rinder und Schafe zwischen Holheim und Pflaumloch zusammentreiben sollte.

»Augenblick!« erhob sich der Bischof mit Einhalt gebietender, hochgereeckter Hand. »Ich bin hier, um die

Verhandlungen mit der Stadt zu führen. Da kann ich nicht gleichzeitig die Viehbestände plündern.«

»Verhandlungen?« Graf Wolfgang von Oettingen sah die anderen Feldherren irritiert an. Die zuckten nur mit den Schultern. »Was sollt ihr denn aushandeln?« wollte Mang von Habsberg, Pfleger von Gundelfingen und einer der Heerführer, mit einem leicht amüsierten Unterton in der Stimme wissen.

»Na was wohl«, bellte der Bischof gereizt, »natürlich will ich die Nördlinger überreden, den Forderungen des Herzogs im guten nachzukommen.«

Auf der Stelle wurde es viel ruhiger im Zelt. Mang von Habsberg wandte sich dem Bischof zu. »Mich dünkt, Ihr könnt die Entwicklungen nicht mehr so recht einschätzen«, sagte er ruhig, aber so bedrohlich, daß es vollständig still wurde unter den Kriegsleuten. »Könnt Ihr Euch eigentlich vorstellen, was es den Herzog kostet, dieses Heer mit fünftausend Landsknechten und siebenhundert Reitern hier aufmarschieren zu lassen? Glaubt Ihr, mit den lumpigen siebentausend Gulden, die er bislang eingefordert hat, ist das alles bezahlt?«

»Meine vierundfünfzig Reiter kosten den Herzog nichts«, knurrte der Eichstätter Bischof. »Die stehen hier, weil ich dem Herzog durch Hilfeleistung verbunden bin, wie der Führer von so manchem anderen Kontingent auch.«

»Trotzdem lohnt die ursprünglich geforderte Summe längst nicht mehr den Aufwand.«

»Mein Reden, Feldherr, mein Reden. Letztendlich stehen wir offiziell hier, weil die Nördlinger einen Strauch-

dieb auf einer Wiese gefangen haben, die angeblich dem Herrschaftsbereich Herzog Georgs untersteht.«

»Das glaubt Ihr ja wohl selbst nicht mehr, daß es immer noch um diesen Strauchdieb geht, was?«

»Allerdings nicht. Nichtsdestotrotz würde es mich um so mehr interessieren, warum ich dem Herzog in Wirklichkeit meine vierundfünfzig Reiter stellen muß!«

In der jetzt folgenden Gefechtspause verriet ein Wald von wippenden, durch die Luft schwingenden bunten Straußenfedern an den Baretts, daß sich alle Köpfe dem Feldherren Mang von Habsberg zuwandten. Damit war auch klar, daß alle gern gewußt hätten, warum sie denn nun mit ihren Soldaten eigentlich hier waren.

»Es geht darum, die Nördlinger in die Knie zu zwingen«, erklärte der Feldherr. »Wenn sie dann mit der weißen Fahne angekrochen kommen, Eminenz, könnt Ihr mit ihnen verhandeln. Dann werden wir sehen, was wir ihnen abverlangen.«

»Vielleicht die ganze Stadt, was?« rief einer übermütig, löste dadurch die Anspannung, die dem wiehernden Soldatengelächter wich.

Doch Mang von Habsberg schuf schnellstens wieder die angespannte Stimmung, indem er todernst um sich blickte. »Vielleicht die ganze Stadt, warum nicht. Der Herzog könnte hier, an den Grenzen seines Reiches, gut eine Stadt voll von den besten Steuerzahlern brauchen. Noch dazu eine, die so gut befestigt ist.« In aller Ruhe nahm von Habsberg einen Schluck Wein, bevor er in den Raum stellte, was so manchen bewegte: »Vielleicht geht es ja auch um mehr. Um viel mehr.«

Auf der Stelle brach ein wüstes Stimmengewirr los. »Was wißt Ihr? Los, sagt es uns«, drangen einzelne Stimmen daraus hervor. »Gegen den Kaiser? Stimmt es? Geht es wirklich gegen den Kaiser?«

Mang von Habsberg zuckte mit den Schultern. »Was weiß ich?« deutete er an. »Aber wenn es gegen den Kaiser ginge und wir würden siegen, dann wäre es wahrhaft nicht unser Schaden.«

»Und wenn nicht?« sprach einer die bange Frage aus, die sich alle stellten.

»Wenn nicht, würden wir auch nicht viel riskieren«, erklärte Mang von Habsberg gleichgültig. »Der Kaiser wäre nach wie vor auf uns angewiesen, müßte uns verzeihen und sogar um uns buhlen. Was träfe uns denn für eine Schuld? Wir sind doch nur unseren Gefolgschaftspflichten gegenüber dem Herzog Georg nachgekommen!«

Jetzt sprang Bischof Wilhelm von Reichenau auf. »Ja, hat Euch Euer Gaul gegen das Hirn getreten, oder was? Einen Aufstand anzetteln gegen den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation! Fällt Euch nichts besseres ein?«

»Ja, einen klangvollen Namen hat er, Euer Kaiser«, schrie Mang von Habsberg zurück. »Und was hat er noch? Nichts hat er, nichts! Auf der Flucht ist er vor dem Ungarnkönig! Sein Reich ist ein Nichts, ein Sauhaufen ohne Kraft und ohne Ordnung!«

»Der Kaiser hat mächtige Verbündete und Vasallen!«

»Ja, Herzog Georg zum Beispiel. Auf den ist er angewiesen, der hat ein Reich, das was darstellt, der kann fünftausend Mann gegen eine freche Stadt aufbieten, der

kann den Ungarnkönig besiegen oder den armseligen Kaiser in der Scheiße stecken lassen, ganz wie's ihm beliebt!«

Der Bischof schüttelte nur den Kopf und stürmte mit wehendem Umhang zum Zelt hinaus. Manche erhoben spöttisch lachend den Becher auf ihn, andere sahen ihm nachdenklich hinterher.

Draußen rannte Bischof Wilhelm von Reichenau fast einen einfachen Landsknecht über den Haufen. Der blieb nach dem kräftigen Rempler verdutzt stehen, griff zum Dolch und ließ ihn wieder los, als er den roten Umhang und das Barett mit den wertvollen Federn in der Dunkelheit zwischen einigen Zelten verschwinden sah.

Der Landsknecht Niklas hätte gute Lust gehabt, jemanden in Stücke zu hauen. Nicht wegen des Remplers, nein, nein. Wegen der Würfel. Diese verfluchten Würfel. Er hatte einen Zehner geworfen, kaum zu überbieten. Ein ganzes Pfund Heller hatte er auf seinen Einsatz draufgeschmissen, kein vernünftiger Mensch hätte es da weiter gegen ihn aufnehmen dürfen. Seine ganzen Verluste hatte er schon so gut wie wettgemacht gesehen, darüber hinaus winkte ein schöner Batzen als Gewinn.

Wie sollte dem unerfahrenen Niklas – er war gerade das erste Jahr unter den rauhen Landsknechtsgesellen – aufgefallen sein, daß man ihn nach Strich und Faden ausgenommen hatte? Daß sein ›neuer Kamerad‹, der ihn so großzügig mit billigem Panschwein abgefüllt hatte, nicht aus heiterem Himmel darauf gekommen war, ein bißchen zum Zeitvertreib zu würfeln? Daß die Würfel, die er herauszog, ›Niederländer‹ waren mit bucklig abgerundeten